

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



Katja Riemann

Jeder hat. Niemand darf.

Projektreisen

Mit einem Nachwort von
Harald Welzer

S. FISCHER



Originalausgabe
Erschienen bei S. FISCHER

© 2020 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60586 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-397313-6

Aufblende	9
Burundi	13
Rumänien	44
Burkina Faso	66
Nepal	137
Khayelitsha	159
Moldawien	194
Senegal	221
Deutschland	272
Libanon	305
Kongo	340
Abblende	388
Nachwort von Harald Welzer	389
Dank	393
Links	395

Aufblende

Als Kind spielten wir im Sportunterricht ein Spiel, das hieß »Wer hat Angst vorm schwarzen Mann«. Auf einer Seite der Turnhalle stand ein Kind, auf der anderen Seite alle anderen. Das Kind rief den Satz, und die Antwort hieß: »Niemand.« – »Und wenn er kommt?«, wurde weiter gefragt. »Dann laufen wir!«

Dann rannten alle los, und das eine Kind versuchte möglichst viele der laufenden Kinder anzutippen, die dann sofort auch zu der dunklen Seite der Macht gehörten.

Man könnte denken, es sei rassistisch konnotiert, doch das ist es nicht. Es lässt sich bis auf das Mittelalter zurückführen, auf die Pest, die die Schwarze Pest genannt wurde. Oder wohl auch auf den Schatten der Angst, auf das Dunkle, das Unbekannte. Das ist schwarz. Davor hat man Angst, und konfrontierte sich in diesem Spiel damit, rannte schließlich die Angst weg.

Die Angst vor dem Unbekannten wird personalisiert. Wird zu einer Person, einem schwarzen Mann oder auch einer Gruppe schwarzer Männer.

Es ist praktisch, wenn man jemanden verantwortlich machen kann für die eigene Misere. Die verantwortliche Person oder Gruppe ist im besten Fall unbekannt. Etwas Unbekanntes, das eine Projektionsfläche bietet für alle dunklen Vorstellungen, die man darauf malen kann. Schwer lasten diese Vorstellungen, lasten die Vorurteile nun auf der Projektionsfläche. Was sich darunter befindet, interessiert nicht mehr. Wer geht und schaut sich das Unbekannte an, um es sich bekannt zu machen, frage ich mich.

Seit 20 Jahren stehe ich in Kontakt mit Menschenrechtsaktivisten überall in der Welt. Sie sind für mich die Helden der Zeit, vor allem jene, die im Feld arbeiten, deren Namen zumeist unbekannt bleiben. Seit einigen wenigen Jahren nun sind die Menschen, die sich für andere Menschen einsetzen, in Gefahr. Sie werden verbal angegriffen und körperlich attackiert, sie werden ermordet, ihre Arbeit wird zunichtegemacht, indem man ihnen beispielsweise die Mittel zerstört oder konfisziert, mit denen sie diese Arbeit leisten. Die Seenotrettung war vielleicht ein Auslöser für den Beginn der Attacken.

Als 1948 die »Universal Declaration of Human Rights«, die »Allgemeine Erklärung der Menschenrechte«, veröffentlicht wurde, die in zweijähriger Arbeit von einer achtköpfigen Gruppe kluger Menschen formuliert worden war, wurde das schmale Heft mit den 30 Artikeln eine Art Anleitung, wie Gesellschaften friedlich leben könnten. Ich habe es immer als einen Waschzettel für das Leben betrachtet. Es gibt kein Land auf der Erde, in dem alle Menschenrechte eingehalten werden. Dennoch waren wir schon mal sehr viel weiter. Aktivisten konnten ihre Arbeit machen. Jetzt lösen sie Hass aus.

Ich durfte auf den Projektreisen, die ich seit 2001 unregelmäßig unternommen habe, viele von ihnen kennenlernen und blieb mit den meisten bis heute in Kontakt. Ich empfinde das als eine große Ehre und würde es nicht wagen, mich als eine von ihnen zu sehen, sondern bin vielmehr Botschafterin und Geschichtenerzähler dessen, was ich sah und erlebte und von ihnen lernte. Die Beschäftigung damit hat mich zu einem Menschen gemacht, der sich für das Unbekannte interessiert bzw. es sich bekannt machen möchte.

Der Zustand des Unterwegsseins löst in mir etwas Unmittelbares aus, in dem ich immer nur im Moment anwesend bin. Unterwegs in Gegenden, die unbekannt sind, in die sich oft kein Tourist mehr hin verliert. Es mag sein, dass es etwas sehr Menschliches ist, zu wandern, zu reisen, unterwegs und on the road zu sein. Sich dorthin zu begeben oder zu flüchten, wo man selbst zu dem Unbekannten wird, vor dem man sich doch so fürchtet.

Im Sommer 2015 begegnete ich auf dem Frankfurter Flughafen überraschend Roger Willemsen, der auf mich zustürmte in seiner unvergleichlich heiteren Art, der lange Mensch, der meinen Arm küsste und sagte: »Kommst du nächstes Jahr nach Mannheim zu meinem Literaturfest? Wollen wir zusammen einen Abend machen über deine Menschenrechtsarbeit, davon wissen doch viel zu wenige. Du liest ein paar Texte, die wir zusammenstellen, und ansonsten unterhalten wir uns über unsere verrückten Reisen zu den Enden der Welt?«

»Au ja«, antwortete ich begeistert, »das wäre wunderbar.«

Zehn Tage vor dem Abend verließ uns Roger ...

So war ich mit zwei Musikern allein auf der Bühne vor einem ausverkauften Saal, in dem 400 Menschen um ihn trauerten, und stand es nur durch, weil es sein Abend war und ich es so machen wollte, dass es ihm gefallen hätte.

Für die Vorbereitung fragte ich meinen Freund, den Buchhändler Christian Dunker, ob er mir helfen könnte, entsprechende Texte zusammenzustellen. Dafür brauchte er von mir Informationen über Orte und Themen der Projektreisen, wie er sagte, und so schrieb ich in einer langen Nacht eine ausführliche E-Mail an ihn, auf die er am nächsten Morgen mit einem Anruf reagierte und schachmatt klang, als er sagte: »Mensch, Katja, das wusste ich ja gar nicht.« Ich lachte.

Er half mir, und nach dem Abend bat er mich, einen Artikel für seine Zeitschrift »Geistesblüten« zu schreiben, 10 000 Zeichen wären gut. Es wurden 22 000, und ich schickte den Text an Rogers engste Vertraute Insa Wilke, die ich während des Mannheimer Literaturfestivals kennengelernt hatte und die ich bat, zu prüfen, ob ich das so schreiben könnte.

Mein Text sei zu lang, sagte Christian, doch ich konnte ihn nicht kürzen und verzichtete auf die Veröffentlichung. Was ich nicht wissen konnte, war, dass Insa den Text an zwei Lektoren des S. Fischer Verlages weitergeleitet hatte. So erhielt ich ein paar Wochen später den Anruf einer Frau namens Nina Sillem, die sich als Programmleiterin der Sachbuchabteilung vorstellte. Sie sagte: »Ich habe Ihren Artikel gelesen, ich glaube, da steckt ein Buch drin.«

Der Grund, warum ich das eingangs erzähle, ist, dass ich verdeutlichen möchte, dass die Idee zu diesem Buch nicht meine war. Sie kam von Insa Wilke und Oliver Vogel und Nina Sillem. Aber letztlich war Roger Willemsen der Auslöser. Darum widme ich ihm dieses Buch. Er fehlt.

Der Titel des Buches leitet sich von den Menschenrechtsartikeln ab, die fast alle mit den Worten beginnen »Jeder Mensch hat ... das Recht auf Leben, Freiheit und Sicherheit der Person« (Artikel 3) oder »Niemand darf ... in Sklaverei oder Leibeigenschaft gehalten werden.« (Artikel 4)

Burundi. 2013

*Ein Plan, der die Endgültigkeit zum Ziel hat,
gleich einem Kunstwerk. Oder ist vielleicht nur
das Leben selbst ein Kunstwerk, nicht aber das,
was zu seiner Vernichtung führt.*

Edgar Hilsenrath

Wenn man seinen Teller leer isst, dann gibt es am nächsten Tag gutes Wetter. Oder die Sonne scheint. So wurde auch ich motiviert aufzulesen und wahrscheinlich viele Generationen vor mir, seit 1870. Denn seit dem 1870er Jahr steht dieser Satz im Deutschen Sprichwörter-Lexikon. Aber anscheinend beruht diese Redensart auf einer falschen Übersetzung, habe ich irgendwann gelernt von jemandem aus dem Norden. Im niederdeutschen Platt hieß es so: »Wenn du dien Teller leer ittst, dann gifft dat morgen goodes wedder«, was übersetzt eigentlich heißt: »... dann gibt es morgen wieder was Gutes.« Denn wenn die Essenden aufessen, ist der Koch am nächsten Tag motiviert, weil man offensichtlich seine Kochkünste schätzt. Aus dem »wieder«, dem »wedder«, machte dann irgendeine Pappnase »Wetter«. Und nun isst man für die Sonne, für das gute Wetter statt für die Freude oder Anerkennung des Kochs.

Und dann gab es einen anderen Ansporn für lustlos essende deutsche oder vielleicht auch europäische Kinder, der eigentlich mehr eine Drohung war und die Keule des schlechten Gewissens erhob. »Iss auf, in Afrika hungern die Kinder.« Als ob es irgendeinen Unterschied für afrikanische mangelernährte Kinder machte, wenn ein Kind in Kirchweyhe oder sonst wo aufessen würde. Eigentlich ist es zynisch, bei Licht betrachtet.

Mangelernährung. Das war das Thema der Projektreise nach Bu-

rundi. Und ich hatte nicht die Spur einer Idee, was das wirklich bedeutet.

Der Lake Tanganyika, an dessen Ufern ich nach unserer Ankunft in einem Gästehaus übernachtete, bei Bujumbura, sieht aus wie ein Meer. Der See ist riesig, man sieht nur Wasser und Horizont und dahinter das Ende der Welt. Er liegt in Burundi, der Demokratischen Republik Kongo, Tansania und Sambia. Das Land Burundi liegt unter anderen neben dem Kongo, die Grenze verläuft zum größten Teil durch den See. Es ist mit diesen beiden Ländern hinsichtlich der Größe ein bisschen so wie mit David und Goliath. Burundi gehört mit knapp 28 000 Quadratkilometern zu den drei kleinsten Ländern Afrikas, wenn man die Inseln nicht mitrechnet, und ist somit etwas kleiner als Brandenburg. Der Lake Tanganyika jedoch hat eine Fläche von circa 33 000 Quadratkilometern. Gefüllt mit Süßwasser, wie ich mich versicherte, in dem ich meinen Finger hineindippte und dran nuckelte. Der zweitgrößte See Afrikas ist also ungefähr so groß wie Belgien. Womit sich der Kreis schließt, denn die Belgier übernahmen nach dem Ersten Weltkrieg die Kolonialmacht von den Deutschen und blieben bis zur Unabhängigkeit im Jahr 1961.

Der Erste, der sich über den Kolonialismus lustig gemacht hat, war Trevor Noah, Comedian aus Johannesburg, seit einigen Jahren der Moderator der US-amerikanischen Daily Show und mittlerweile weltberühmt. In seiner Stand-up-Comedy-Show »Afraid of the Dark« stellt er sich die Szene eines gerade angelandeten britischen Militärs und eines Inders vor und spielt auch gleich beide Rollen:

»Hear ye hear ye, by order of her majesty the queen, we have arrived. (Fanfare) You over there, what is the name of this land?«

»This land over here? This is called India, my good man.«

»Well I am here to tell you that now India is under the British Empire.«

»And I am glad that I can tell you that India is exactly where it was yesterday.«

»Do you know who I am.«

»No, you haven't introduced yourself.«

»I am here to represent Great Britain.«

»Who gave you that name?«

»Well, we did.«

»You call yourselves great? Isn't that a little presumptuous? Shouldn't you just do great things, great things, great things and then the others say, oh look Britain how great you are.«

»We are Great Britain!«

»Okay, so in that case, welcome to Great India.«

»I am letting you know that we're here to colonize you, by order of the queen. She, who was ordained by God.«

»Which God?«

»Well, God.«

»You want to colonize us, but you don't know the name of your God?«

Auf einem Schild wird vor Krokodilen gewarnt, die manchmal am Ufer entlangpirschen. Was machst du, wenn dir plötzlich eines dieser schönen und angsteinflößenden Reptilien gegenübersteht, frage ich mich. Auf'n Baum? Krokodile können, soweit ich weiß, nicht klettern. Ich schaue mir für die Eventualität die Bäume an, sie sind sehr fragil, und die Zweige beginnen erst weit oben. Na bravo.

Wir treffen uns mit den burundischen UNICEF-Kollegen am Abend in einem Pavillon am Ufer des Sees, und es ist so schön, dass es mir im Herzen zieht. Die Luft ist warm und voll beglückender Gerüche, das Licht sanft. Gleich beim Ausstieg aus dem Flugzeug fühlte ich mich bereits angekommen. Mama Afrika!

Wir sitzen in großer Runde. Einige kenne ich, Johannes Wedenig zum Beispiel, den ich im Kongo kennenlernte und der jetzt Head of UNICEF Burundi ist, nachdem er vom Kongo erst ins südamerikanische Guyana beordert worden war und nun wieder auf den Kontinent zurückkehrte. Er heiratete eine burundische Anwältin, mit der er inzwischen zwei Kinder hat. Zuletzt saßen er und ich, einige Wochen

bevor ich dies schrieb, zwischen Berliner Bahnhof, Auswärtigem Amt und Spree in einer Lokalität in einem Keller, dort, wo Menschen Bier aus großen Gläsern mit Wappen drauf trinken. Wir setzten uns dort hin, wo niemand saß und wo es ein bisschen aussah wie in einem eleganten und holzgetäfelten Bahnhof-Warteraum des 19. Jahrhunderts, nur ohne Zigarrenqualm, dafür mit kafkaeskem Endzeit-Ambiente. Johannes erzählte mir von seiner neuen Aufgabe, die er im Sommer 2019 in Kenia antreten würde und die in Kooperation zwischen einer Schweizer Stiftung und UNICEF entstehen würde, um Berufschancen für Jugendliche in sechs afrikanischen Ländern auf den Weg zu bringen, indem sie in digitaler Technologie geschult würden. Ein Schritt auf dem Weg, das Narrativ vom afrikanischen globalen Süden zu beenden.

Von Nairobi aus würde er, Johannes, agieren und würde damit seine langjährige Arbeit als Head of UNICEF in den verschiedensten kriegs- und krisengebeutelten Ländern beenden, um sich dieser neuen Herausforderung zu stellen. Weiterhin würde er zwar für UNICEF arbeiten, aber eben in einer neuen Konstellation und in der aufbauenden Arbeit des Projektes.

Bevor ich später ins Bett ging, textete ich ihm: »Ich komm dich in Kenia besuchen, wenn ich darf, ich hab dieses Projekt nicht ganz begriffen.« Und er schrieb prompt zurück: »Ich auch noch nicht.«

Nun aber saßen wir noch in Burundi, und er war der UNICEF-Kopf, hatte ein paar seiner Teamkollegen mitgebracht, wie zum Beispiel den Spanier Sandro, den ich im Verlauf der Reise kennen und schätzen lernte, und wir, Claudia Berger, die PR-Referentin von UNICEF Deutschland, eine amerikanische Unterstützerin, die uns begleitete, Christian Schneider, der damals neue Vorsitzende des deutschen Natcoms, und unser vertrauter Fotograf Wolfgang Langenstrasse sprachen über den heutigen Überfall auf das Westgate-Einkaufszentrum im kenianischen Nairobi durch die somalische al-Shabaab-Miliz. Sie hatten die Shopping-Mall besetzt, Geiseln genommen und lieferten sich Gefechte mit dem Militär. 67 Menschen starben, 300 wurden verletzt.

Die Weltpresse war in Alarmbereitschaft und vor Ort, und das in Kenia ansässige ZDF-Team, das uns auf unserer Projektreise eigentlich begleiten wollte und heute ebenfalls hätte in Bujumbura eintreffen sollen, hatte seine Ankunft verständlicherweise um einen Tag verschoben, um über diesen erschreckenden Vorfall zu berichten. Am nächsten Tag erfuhren wir, dass ein UNICEF-Kollege in dem Center war und erschossen wurde. Der Kinderarzt Juan Jesus Ortiz-Iruri, der in den Natcoms von Malawi und Kenia gearbeitet hatte.

Bislang ist die Gegend krokodilfrei geblieben, und so sitzen wir neben dem süßen Lake Tanganyika und konzentrieren uns nun auf das Thema unserer Reise: Unterernährung oder, netter gesagt, Mangelernährung, auf Englisch malnutrition. Johannes und Sandro geben uns einen Überblick über die Projekte, die wir besuchen werden, und erläutern uns vor allem die unterschiedlichen Arten von Mangelernährung.

Akute Unterernährung ist aufgeteilt in moderat und schwer. Zu einer akuten schweren Unterernährung können weitere Komplikationen hinzukommen wie Malaria, Durchfall oder Atemwegserkrankungen.

Chronische Unterernährung ist das Worst-Case-Szenario. Babys kommen bereits chronisch unterernährt zur Welt, wenn ihre Mütter chronisch unterernährt sind und deshalb das Baby sich im Bauch nicht bis zu seinem vollen körperlichen und vor allem geistigen Potenzial entwickeln kann. Problematisch wird es, wenn die chronisch mangelernährt geborenen Kinder in den ersten zwei Lebensjahren unterernährt bleiben, denn dann wird das Chronische zellulär. Das nennt man transgenerational, und das ist nicht mehr reparabel. Es entsteht dabei ein emotionales, geistiges und physisches Defizit.

Chronische Unterernährung bei Kindern über zwei Jahre ist mit einer Umweltkatastrophe vergleichbar, sie hat langwierige Auswirkungen und kann ganze Regionen nachhaltig zerstören.

Wenn sich das Gehirn nicht vollständig ausbildet, wie soll man dann lernen, falls man die Chance auf Lernen erhält?! Wer soll in gesellschaftlicher Hinsicht einen Unterschied machen und das Land, die Politik voranbringen, wenn nicht die Menschen des Landes selbst.

Ayaan Hirsi Ali, Somalierin, die in Holland Asyl fand und später dort Abgeordnete im Parlament wurde, hat das Drehbuch verfasst zu Theo van Goghs Kurzfilm »Submission I« (Unterwerfung). Sie sagte ihm, er solle seinen Namen heraushalten, es wäre gefährlich, einen Film zu machen über die Koransuren, in denen die Rolle der Frau im Islam beschrieben werden. »Ach, ich bin doch sowieso ein bunter Hund«, war seine heitere Antwort. Van Gogh wurde nach der Veröffentlichung des Films ermordet. Ayaan Hirsi Ali erhielt eine Morddrohung, dass sie die Nächste wäre, und bekam daraufhin Personenschutz und wurde schließlich staatenlos, bis sie eine neue Heimat in den USA fand. 2006 hat sie ein Buch geschrieben, das »Mein Leben, meine Freiheit« heißt, in dem sie sagt: »Wir brauchen unseren eigenen Voltaire. Unsere eigene Aufklärung.« Die Impulse zu Veränderungen kommen aus dem eigenen Land. Wenn im eigenen Land jedoch ein hoher Prozentsatz an chronisch mangelernährten Heranwachsenden existiert, dann verkompliziert es die Chance auf genau diese eigene Aufklärung, von der Ayaan spricht.

Wir fahren früh los. Zwei Stunden auf roten Straßen. Nach Murayi zu einer Gesundheitsstation, die von burundischen katholischen Nonnen betrieben und von UNICEF unterstützt wird. Dorthin kommen wöchentlich 20 Mütter mit ihren mangelernährten Babys und kleinen Kindern, um sie wiegen und messen zu lassen. 30 Kinder werden pro Tag versorgt und behandelt. Die Einrichtung ist in einem Backsteinbau untergebracht, und das Rot des Hauses, das Rot der Erde und das Grün der Pflanzen beeindrucken in ihrer kontrastreichen Farbigkeit und Fülle. Auf dem Hof stehen Mülleimer, in denen man den Müll trennt – das würde Berlinern gefallen.

Die Babys werden von der bezaubernden Oberschwester Emilienne oder einer ihrer Mitarbeiterinnen in ein kleines Säckchen gehoben, das an einem Strick hängt, der mit der Waage verbunden ist, so dass man weiß, wie viel sie wiegen. Das Hineintun in das Säckchen gefällt keinem der Kinder, trotzdem sieht es wahnsinnig niedlich aus. Dann werden ihre Oberärmchen gemessen mit einem Zentimetermaß, das Rot,

Gelb oder Grün anzeigt, wenn man es einmal um den Arm wickelt. Grün ist das erstrebenswerte Ziel, Rot ein Desaster.

Danach wird ermittelt, wie viel Gramm Superfood sie in den nächsten Wochen bis zur nächsten Untersuchung essen müssen. Das Superfood ist neu, es heißt »plumpy nut« und kommt in einem kleinen Quetschding, bei dem man eine Ecke abreißt und dann die süßliche, erdnussartige Paste, die extrem kalorien- und proteinreich ist und angereichert ist mit Vitaminen, Mineralien und Spurenelementen, herausnuckelt. Ein Säckchen mit Paste hat 2500 Kalorien. Plumpy nut gibt es seit zwei Jahren und hat die therapeutische Milch ersetzt, da diese als Pulver mit Wasser angerührt werden musste und es oft nicht sicher ist, ob das dafür verwendete Wasser auch sauber ist. Und der Brei, der früher gegeben wurde, war nicht reichhaltig genug und zeigte nicht so schnelle Wirkungen wie nun die neue Paste, durch die die Kinder relativ zügig wieder zu Kräften kommen und an Gewicht zunehmen. Die leeren Quetschdinger müssen die Mütter zur nächsten Untersuchung wieder mitbringen, als Garantie, dass es auch gegessen wurde. Wobei eine leere Verpackung natürlich keine Garantie darstellt, dass der Inhalt auch wirklich an das Kind verfüttert wurde, aber es geht hier vor allem darum, dass die Paste nicht verkauft oder weggegeben wird.

Die Ergebnisse der Messungen werden in ein Formular eingetragen, um den Verlauf der Zunahme beobachten zu können. Aber darüber hinaus wird den Müttern hier auch Anleitung gegeben über einfachste Hygiene, wie das Waschen mit Seife oder die Verwendung von Moskitonetzen. Manchmal jedoch ist selbst das zu viel verlangt, da kein Geld im Haushalt vorhanden ist für den Kauf von Seife.

Die Begleiterscheinungen der akuten Unterernährung, von denen wir erfahren, sind der Verlust der Haarfarbe oder die Gefahr, ins Koma zu fallen. Ein Mädchen erwachte aus dem Koma und war blind. Mangelernährung ist also mehr als Dünnssein.

Woher kommt die Mangelernährung, wie entsteht sie hier in Burundi, frage ich.

Der Unterschied zwischen der Mangelernährung auf dem Land und

in der Stadt beträgt 70 zu 30 Prozent. Es gibt eine Überbevölkerung und zu wenig Platz zum landwirtschaftlichen Anbau, 95 Prozent der Bevölkerung sind Bauern, wenn man jemanden Bauer nennen will, der irgendetwas anpflanzt, um etwas zu essen zu haben. Der Boden wird ausgelaugt, indem man zehn Jahre dasselbe anpflanzt, dann ist der Boden versalzen. Die Arbeitslosigkeit ist hoch, die Hoffnung auf Arbeit verkümmert. Eine Wirtschaft existiert eigentlich nicht, da die Infrastruktur defizitär und Korruption verbreitet ist.

Familienplanung. Durchschnittlich werden sechs Kinder in eine Familie geboren. Kommen zwei Kinder schnell hintereinander, reduziert das zweite Kind die Nahrung des ersten, das dadurch schnell in die Falle der Unterernährung gerät, falls es nicht sowieso schon mangelernährt geboren wird. Auch wissen viele nicht, dass die Muttermilch ausreicht und nicht mit Wasser verlängert werden muss, was zu Diarrhö, Malaria und Lungenentzündung führen kann und somit zum Kindstod.

65 Prozent der Bevölkerung ist katholisch, 20 Prozent protestantisch. Dennoch empfehlen in der katholischen Gesundheitsstation, die wir besuchten, die Schwestern Kondome, solange diese außerhalb der Station angeboten und gekauft werden. Sie klären in diesem Zusammenhang auch über Aids auf.

Ich stoße auf allen Reisen immer wieder auf dieselben Zustände, auf dieselben Grundbedingungen, die ein Teufelskreis sind und mit mangelnder Aufklärung zu tun haben und vor allem mit schlechter Wirtschaft und korrupter Politik.

5000 Gemeindeglieder arbeiten in den Dörfern für das Gesundheitszentrum, das es seit 2006 gibt. Sie sind es, die geschult sind darin, Mangelernährung zu erkennen oder Malaria oder Tetanusvergiftungen oder oder oder. Sie werden von UNICEF und Partnerorganisationen geschult, ein Training, das alle drei Jahre aufgefrischt und erweitert wird. Sie sind es, die die Mütter und ihre unterernährten Babys in die nächste Health Station schicken. Sie leisten eine wertvolle wesentliche Arbeit, und ohne sie würde nichts laufen.